

Das Abenteuer eines Goldgräbers.

Dem Englischen nachgelehrt von G. Cassirer.

Gerade zu der Zeit, als das Goldgraben in Australien immer mehr und mehr ein Spiel des Zufalls wurde, ging ich — der Sohn eines Wälders in Irland — dorthin, mein Glück zu suchen. Ich ging nach einem bekannten Minendistrikt in Victoria und, dort angekommen, fand ich die größte Aufregung. Alles drach auf, um weiter westlich zu ziehen. Die Gräber waren vom Goldfieber gepackt worden und ließen ihre „Claims“, so wie sie waren, liegen, um nach der Gegend sich auf den Weg zu machen, in der, wie es Gerücht wissen wollte, ganz ungeheuerliche Funde gemacht worden waren.

Voller Spannung ließ ich mir alles, was ich hören konnte, von diesem Wunderlande erzählen und beschloß sodann, mich einer Gesellschaft anzuschließen, die zu Fuß dorthin wandern wollte.

Aber schon nach ein paar Tagen des beschwerlichen Marches war die Aufregung zu groß für mich. Meine Beine, die an das viele Laufen und die große Hitze nicht gewöhnt waren, schwellten an und trugen mich nicht weiter. Meine Kameraden — gutmütige und ehrliche Kerle, die sie waren — halfen mir, so weit sie konnten, aber wenn sie ihren Marsch auch nur um einen Tag verzögerten, hätten sie vielleicht ihr Glück verfehrt; so schlugen sie mir denn ein recht einfaches Zelt auf, ließen mich aus ihren Vorräten etwas Proviant zurick, sagten mir noch, nach welcher Richtung ich gehen sollte, wenn meine Beine mir das erlauben würden, und zogen ihrer Wege.

Die Gegend, in der ich zurickblieb, war eine der wildesten, die ich je gesehen habe; fünsig Weiten in der Runde gab es keine menschliche Niederlassung, und selbst ein Mülliger als ich hätte verzagen können, wenn er keine Wälder über die trostlose Landschaft schweifen ließ. Man kann sich daher meine Gefühle ausmalen, als der letzte Schall der Fuhrtritte meiner Gefährten in der Ferne erklangen. In meiner Not war ich nicht ins Gras und überlegte, ob ich nicht besser täte, in kleinen Märchen dorthin zurückzuwandern, von wo ich gekommen war, und dort einen der verlassen Claims abzubauen. Wie ich so in Gedanken dalag, stocherte ich mit der langen Klinge meines Jagdmessers im Boden. Da stieß ich auf einmal auf etwas Hartes.

„Es mag vielleicht Gold sein“, war mein erster Gedanke.

Sofort holte ich mir Art und Spaten aus meiner Hütte und ging daran, das Unkraut und getrocknete Gras von der Oberfläche zu entfernen, dann schenkelte ich die Erde auf und zu meiner unansprechlichen Freude entdeckte ich zwei Stücke Gold.

„Hurra! Mein Glück ist gemacht!“ jubelte ich so laut auf, daß die wilden Pferde voller Schreck zu den nachbarlichen Höhen rannten.

Wochenlang arbeitete ich in dieser, auf so merkwürdige Art entdeckten Mine, ohne daß ich trotz aller Mühen weitere Erfolge gehabt hätte. Mein Proviant war schon längst erschöpft, und wäre ich nicht so geschickt gewesen, eine Art von Antilopen, die an einen in der Nähe vorbeistreichenden Bach zur Tränke kamen, durch Fallen zu fangen, hätte ich schon längst verhungern müssen. Meine letzte Lieberzeugung jedoch, daß hier Gold zu finden sei, hinderte mich, die Gegend zu verlassen.

Eines Tages, als ich mich vergeblich geirrt hatte, war mit der Wut sehr gesunken, und jede Hoffnung schien geschwunden. Ich wollte gerade mit der Arbeit aufhören und verjagen, mir ein Zelt für das Zeltlager zu errichten, als ich wiederum auf Gold stieß. Ein, zwei, drei ungeheure Klumpen erschienen in rascher Folge vor meinen Augen und dann noch ein paar kleine Stücke. Die diesen unerwarteten Kundt vorlag stieß ich in mir ein solches. Umhüllung der Gefühle, daß ich wie einen Laub ästerte.

Wegen Sonnenuntergang, an einem der letzten Tage der nächsten Woche, sah ich zu meiner großen Ueberraschung jemand auf meine Hütte zukommen. So sehr ich auch zuvor gewünscht hatte, daß jemand meines Weges kommen möchte, so unangelegentlich erschien mir jetzt dieser Besuch; meine geliebten Goldklumpen hatten mich arbeitsmäßig und um ihre Sicherheit besorgt gemacht.

Das Aussehen des Mannes, der immer näher kam, war nicht dazu angetan, mich zu beruhigen; er sah sehr energisch aus, seine Kleidung war abgerissen und sein Gesicht auch nicht gerade vertrauenswürdig. Ich war froh, daß ich die leinereit unerschrockene Besorgnis getroffen hatte, meine Goldklumpen lieber zu verbergen. Als der Fremde, der so tat, als ob er hinfie, sah mir auf Erdboden nieder, fragte er höflich, ob er über Nacht bei mir bleiben könne, er sei schon hunderte

von Meilen weit gewandert. Höflich ahnend, gewährte ich ihm seine Bitte; es blieb mir wohl auch keine Wahl, denn hätte ich sie ihm verweigert, so würde er sich wohl draußen im Freien irgendwo hingeworfen haben, und dann konnte er zu jeder Zeit in der Nacht in meine Behausung, die ja keinen großen Schutz bot, eindringen.

Lebensmittel hatte er bei sich und er bestand darauf, daß ich mit ihm sein Abendbrot teile, was ich gern tat. Als ich ihm gegenüber saß, konnte ich ganz gut sehen, wie er seinen Blick von mir ließ. Sein Auge folgte den meinen und blieb an der Stelle haften, auf die ich hinsah. Sprach er von Gold, so schien er dabei die Absicht zu haben, als wollte er meine innersten Gedanken ergründen. Ich nahm mich zusammen, um ruhig zu erscheinen. Das Gold hielt ich für sicher, da ich es unter dem Boden meiner Hütte aufrecht schlaue und sorgfältige Art versteckt hatte. Den Rasen, den ich ausgehoben hatte, um mein Versteck zu graben, hatte ich sorgfältig wieder an Ort und Stelle eingekläut, daß ich das Versteck selber kaum hätte wiederfinden können, wenn ich nicht seine genaue Entfernung vom Fesde, oder vielmehr der Stelle, die als solche diente, gekannt hätte.

Als es Zeit wurde, schlafen zu gehen, breitete ich meine Decke in der Nähe der Tür aus und ließ meine Gefährten auf, sich ein Plätzchen auszumachen. Und zu meiner unansprechlichen Freude legte er seine Decke gerade auf die Stelle, unter der mein kostbarer Schatz ruhte, so daß das Versteck seinen spähenden Blicken entzogen blieb.

Mit der festen Absicht, die ganze Nacht wach zu bleiben, legte ich mich hin. Aber ich muß doch wohl eingeschlafen sein, denn plötzlich wurde ich durch einen schweren Schlag auf den Kopf ermuntert. Rasch sprang ich auf und verfuhrte meinen Angreifer zu fassen, aber ehe mir das gelang, hatte er mir einen zweiten Schlag versetzt und — an alles andere erinnere ich mich nicht mehr.

Als ich wieder zu Bewußtsein kam, lag ich beinahe nackt und mit Blut besetzt in einem Sackweg. Mein Körper hatte mich zweifellos hierher geschleppt, damit ich hier sterben sollte, oder vielleicht glaubte er auch, daß ich schon tot sei. So schwach war ich, daß ich mich kaum aufrichten konnte, aber mein brennender Durst ließ mich nicht ruhen und mit vieler Mühe gelang es mir endlich, aufzustehen und einige Schritte zu machen, um nach Wasser zu suchen.

Lange dauerte es, ehe ich welches fand, und dann war es so ein schmutziges Zeug, daß ich meinen Thel überwinden mußte, um davon zu trinken. Nachdem ich meinen Durst gelöscht, erkletterte ich den höchsten Punkt der Gegend, um zu sehen, wo ich mich befände. Die Gegend war mir aber vollkommen fremd. „Was macht das auch aus?“ fragte ich mich. In meine Hütte konnte ich mich nicht zurückziehen, da doch von ihr vorausichtlich der Räuber Besitz genommen hatte. Sicherlich wollte er auch den „Claim“ bearbeiten, und wenn er mich nochmals erblickt hätte, hätte er mir gewiß den Garaus gemacht.

Gerade war ich im Begriff, mich auf die schattigste Stelle, die ich hatte finden können, hinzulegen, als ich ein Geräusch hörte, das mein Herz lauterschlagen machte. Und als ich aufschah, erkannte ich zu meiner großen Freude zwei berittene Gendarmen, die auf mich zukamen.

„Das ist er!“ rief der eine. „Er gib dich, oder wir schießen!“

Ich streckte meine Arme aus, um zu zeigen, daß ich keine Waffen hatte, und jetzt kamen sie näher.

„Es war wieder einmal nichts“, sagte der eine enttäuscht, als er mich näher sah. „Der Mann, den wir suchen, seid Ihr nicht, aber wer seid Ihr sonst?“

Meine Geschichte war bald erzählt. Die Gendarmen hatten ihr Aufmerksamkeit gewandt und dann meinten sie: „Ihr hättet alle Ursache dankbar zu sein, denn Ihr seid der Erste, der dem „Wilden Will“ in die Hände gefallt und am Leben geblieben ist. Seht, er noch eine Geschichte erzählen kann.“

Und dann erfuhr ich von ihnen, daß sie schon seit Monaten auf der Suche nach dem „Wilden Will“ wären, und daß das sicherlich der Mann sei, der mich beinahe totgeschlagen hätte.

Als sie sahen, wie schwach ich war, gaben sie mir etwas Brantwein und auch etwas zu essen, und forderten mich dann auf, sie nach der Hütte zu führen. Wenn erklärte ich mich bereit, mein möglichstes zu tun, aber die Gegend war mir vollkommen fremd. Und so langsam führte ich mich, daß ich nie den Verlust gemacht hätte, die Hütte wiederzufinden, wenn nicht die Hoffnung, wieder in den Besitz meines Schatzes zu kommen, mich dazu angeleitet hätte.

„Zig Jards davon, auf der anderen Seite der kleinen Anhöhe liegt die Hütte.“

Wir sahen sofort auf und verstanden uns, bis es ganz finster geworden war. Dann schlichen wir uns zu den bereits erwähnten Bäumen, banden die Pferde daran, und während ich diese bewachte, machten sich meine Gefährten auf den Weg, um den Desperado festzunehmen.

Ein paar Pistolenschüsse sagten mir bald, daß sie ihren Mann gefunden hatten und zum ärmlichsten greifen mußten.

Sofort lief ich nach der Hütte und bei meinem Eintritt sah ich den Mann, der mir so böse mitgespielt hatte, tot daliegen. Neben ihm standen die beiden Gendarmen.

„Ist das der Wilde Will?“ fragte ich.

„Ja, in höchst eigener Person.“ erhielt ich zur Antwort. „Der Schuft hat sich wie ein Schwein gewehrt. Sie täten gut, uns jetzt nach Melbourne zu begleiten, um dort Ihren Anteil an der Belohnung, die auf den Kopf dieses Gallunken ausgelegt ist, in Empfang zu nehmen. Es ist das ein hübsches Stümchen.“

Wenn folgte ich ihrer Einladung, und wir kamen überein, die Nacht da zu verbringen, wo wir gerade waren, und erst in der Frühe des nächsten Morgens aufzubrechen.

Während die Gendarmen ihre Pferde versorgten, nahm ich die Zeit wahr, meine Goldklumpen auszugraben und sie in meinen Taschen zu verbergen. Glücklicherweise fand ich meinen Schatz so, wie ich ihn verlassen hatte.

In Melbourne mußte ich ein paar Tage bleiben, um meine Aussagen über die Befangennahme des „Wilden Will“ zu machen. Die Liste der Verbrechen, um derenwillen er verurteilt wurde, war geradezu ungeheuerlich, und ein reines Wunder schien es, daß ich aus seinen Händen lebend entkommen war. Auf meinen Anteil an der ausgelegten Belohnung verzichtete ich zu Gunsten der beiden braven Männer, deren rechtzeitige Ankunft mich das Leben gerettet hatte. Und dann trat ich meine Heimreise an — als reichlicher Mann, als ich es in meinen kühnsten Phantasien je zu träumen gewagt hatte!

Von einer jungen Königin.

Von E. Tauber.

Meiern floß der jungen Königin die Zeit. Sie langweilte sich und nichts konnte ihr mehr Interesse abgewinnen. Früh am Morgen schon hatten die Audienz der Würdenträger begonnen, welche ehrsüchtig vorgetragen hielten und eine Menge Akten zur Unterschrift vorlegten. Zumeist verstand sie die Bedeutung all der Dinge nicht, welche durch ihre Unterschrift Lebenskraft erhielten, und das war auch gar nicht nötig. Denn viele reife, ernste Männer hatten alles lange beraten, bevor sie von den Dingen unterrichtet wurde. Einmal nur hatte ihre Hand zögert, als man ihr das erste Todesurteil unterbreitet hatte. Aber der Angeklagte war von den Richtern der königlichen Gnade nicht empfohlen worden und der kalte Blick des vortragenden Rates zwang sie bei diesem Hinweis förmlich zur Unterschrift. Seitdem hatte sie sich daran gewöhnt. Mit geduldiger Wiene und leerem Herzen erledigte sie die Regierungsgeschäfte.

Dann hätte sie eine Auswahl für neue Toiletten treffen sollen. Gedankenlos hatte sie eine Weile in kostbaren Stoffen und herrlichen Spitzen gekramt, dann aber das Wählen der Putzmaacherin überlassen. War doch alles, was man der Königin vorlegte, von gleicher Pracht und ihr besonderer Geschmack längst herkömmlich.

Nachher kamen die allgemeinen Audienzen. Für jeden, der da vor der Königin erschien, war diese Sekunde die bedeutungsvollste seines Lebens, von der er noch am Ende seiner Tage wonnetrunken erzählte. Die Königin aber empfand nichts als Ermüdung, wenn sie immer die gleichen nichtslagenden Worte zu dem ewigen „gütigen“ Vöckeln wiederholen mußte.

Es war unglücklich, wie die junge Königin sich langweilte. Endlich war alles vorbei, was der Tag ihr aufzwang, und als ihr müder Blick durch das Fenster irte, sah sie die Bäume in knospendem Grün prangen. Frühling, Sonnenschein! Sollte sie nicht schon oft gelehrt, daß Menschen sich darüber freuen? Sie schritt hinaus in den laubenden Geng und gebot ihrer Umgebung, zurückzubleiben. Aber neben ihr glitt die Vangewelle als treue Schärftin. Grüne, blühende Bäume gab es in ihren Treibhäusern das ganze Jahr und auch Weiden hatte sie zu allen Zeiten. Weiter und weiter schritt sie durch den Park, lebendig blühten ihre Augen durch die laue Luft, als müßte von unbekannten Fernen etwas in ihr Leben kommen.

Und es kam.

Dort, bei der Quelle, welche an der

Grenze des königlichen Parkes floß, war es. Als sie müde und gelangweilt dorthin gekommen war, um auf der Moosbank auszuruhen, hatte dort einer gesessen, den sie nie vorher gesehen. Er stand nicht auf, als sie sich näherte, aber sein verzücktes Auge hing an ihr.

„Wie schön bist du,“ sagte er und rückte zur Seite. Da wich die Langleweile und sie setzte sich zu ihm.

„Ich liebe dich,“ sagte er nach einer Weile, und die Königin lachte.

„Ich begehre dich,“ fügte er hinzu, doch die gutgelaunte Königin lachte auch dazu.

„Du Narr! Weist du, wer ich bin?“

„Die Königin. Aber ich bin mehr wie du.“

„Erstaunt sah ihn die Königin an. „Wer bist du denn?“

„Frage nicht „wer“, sondern „was“ bist du. Dann kann ich dir sagen: Ein freier Mensch. Weist du, wie hoch der über dir steht?“

„Ueber mir steht keiner, denn ich bin die Königin,“ sagte sie mit dem ganzen Stolz, den man ihr anezogen hatte.

„Fräulein Königin, wie irst du dich! Jeder steht über dir, der frei ist. Aber solche gib es weniger als Könige.“

„Man sagt zu mir Frau Königin, nicht Fräulein.“ Wüß lächelte der andere.

„So sagen jene, die die Gesetze kennen, nicht ich. Fräulein, Jungfräulein! Wie schön das klingt! Frau Königin bist du in deinem Staate, Jungfräulein Königin in der Natur, denn nichts ist schöner auf Erden als ein junges Weib.“

„Wunderst du dich die Königin zu sein?“

„Solche Worte habe ich nie gehört. Wie nennst du dich, der so zu sprechen mag?“

„Ich nenne mich gar nicht; aber du kannst bei der Bezeichnung bleiben, die du mir gabst. Narr! hast du mich genannt. Es ist der einzige Name, der eines freien Menschen würdig ist, weil er zu nichts verpflichtet.“

„Du sprichst so viel von deiner Freiheit. Hast du vergessen, daß ein Wink von mir genügt, dich einzulockern?“

„Einkerkern kannst du den, der er sich fühlt, nicht mich. Liebest du mich in einen dunklen Turm gefangen legen, so bleiben meine Gedanken doch immerfort bei dir. Ich würde dich sehen, schöne Königin, wie du einsam durch die Frühlingslandschaft gehst, mit dem Blick, der das Wunder schauen will, und Lippen, die den ersten Hauch erheben. Ich würde im Geist an deiner Seite wandeln und die eisernen Ringe von deinem Herzen nehmen, die der Zwang für eine junge Königin geschmiedet. Wie schön wäre ein Kerker, in dem dein Bild bei mir ist! Du hast nur Macht über Menschen, die nicht denken können, über die große Menge. Bei mir hört deine Macht auf.“

„Wirst du mir nicht noch mehr erzählen von dem, was du denkst?“

„Gern, aber rüde näher zu mir heran. Die Abend Schatten sinken nieder und dein Purpurmantel läßt dich vor mir nicht. Jungfräulein Königin. Da mußt du ganz nahe zu mir herankommen, an mein Herz, meine Arme müssen sich um deine Schultern schlingen, dann will ich dich einhüllen in einen Mantel von Zärtlichkeit, der deine irrende Seele erwärmt. Und ich will dir erzählen, wie es sein könnte, wenn du nicht die Frau Königin wärest. Nun nenne ich dich selber „Frau Königin“, weil ich dich begehre. Sie haben dir einen schönen Namen gegeben, aber dich auf eine einlame Höhe gestellt. Hunderttausend Augen sehen alles, was du tust, hunderttausend Ohren hören alles, was du sprichst. Du darfst aber immer nur das tun und sagen, was alle gern haben wollen. Wohl hältst du die Bügel in deiner Hand, aber auch das andere Ende wird gehalten. Hast du schon einmal versucht, einen eigenen Willen zu halten? Ist es dir schon einmal zum Bewußtsein gekommen, daß du ein Mensch und jung bist? Ich dich begehre, dich zu mich einen Narren. Warum? Du bist schön und jung, wie ich. Wärest du nicht die Frau Königin, so würde dein Herz vor Freude gebot haben; denn es gibt kein größeres Glück für ein Weib, als in Liebe begehrt zu werden. Weist du denn, was es heißt, wenn ein Herz für ein anderes schlägt, wenn zwei Menschen nur für einander leben? Sieh dir die Blütenüberfüllte Natur im Frühling an, horche auf das Geräusch der Blätter und Gräser, wenn der Wind sie zu einander treibt, lausche auf den jubelnden Gesang der Vögel, höre mich, wie ich zu dir rede, und du wirst wissen, was Liebe für einen freien Menschen ist. Arme Frau Königin, die den einen Narren schilt, der sie begehrt. So hat dich der Zwang umstrickt, daß du nicht einmal mehr empfinden kannst, wenn deine Arme es dir nicht vorher sagen.“

Die Königin rückte ganz nahe an ihn heran und schmeigte sich an ihn.

„Du irst dich. Auch ich kann frei empfinden und ich will dein sein. An lauen Frühlingsabenden, wenn es feiner weht und heit, will ich wissen, daß ich jung und frei bin.“

Wie ein gelangenes, Scheus Vögelchen hielt der Fremde die junge Königin fest. Und während er seine heißen Lippen auf die ihren drückte, dachte er: „Wie wenig eine Königin doch von Freiheit weiß! Weil sie einmal etwas getan, was keiner ihrer Räte wollte, glaubt sie, ihr Handeln selbst bestimmt zu haben, und hat doch nur getan, was ich gewollt. Arme Königin!“

„Wie wenig eine Königin doch von Freiheit weiß! Weil sie einmal etwas getan, was keiner ihrer Räte wollte, glaubt sie, ihr Handeln selbst bestimmt zu haben, und hat doch nur getan, was ich gewollt. Arme Königin!“

Hausfuchung.

Stizze von A. Wertschenko.

Iwan Bassiljewitsch Sigilistow stürzte sich auf einen Ellbogen und horchte auf:

„Die kommen zu uns“, sagte er zu seiner im Einschlafen begriffenen Frau. „Endlich!“

„Das sie herein. Wenn man durchnäht ist, wartet man nicht geen auf der Treppe.“

Sigilistow sprang auf und eilte halb angezogen ins Vorzimmer. Rasch öffnete er die Tür und sah auf die Treppe. Ein breites, fröhliches Lächeln umspielte seinen Mund.

„Hallo!“ rief er. „Ich habe Sie schon vorgestern erwartet. Sehr erfreut! Wollen Sie gefälligst unsere Hütte betreten?“

Der vorangehende Gendarmereoffizier schüchelte sich gegen das ablenkende Licht. Sein Gesicht drückte aufrichtiges Staunen aus.

„Bardon! Sie haben wahrscheinlich falsch verstanden. Wir kommen, um bei Ihnen Hausfuchung vorzunehmen!“

Der Hausherr lachte so heftig, daß er sich verhuschte.

„Ein Original... Amerika hat er entdeckt! Ich nehme doch nicht an, daß Sie gekommen sind, mit mir eine Partie Stat zu spielen!“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen beihilflich bin. Der Mantel ist ganz naß, er geht schwer herunter! Jetzt will ich Ihnen leuchten. — Vorsichtig: hier ist die Schwelle.“

Der Gendarmereoffizier und der Wachtmeister blickten einander erstaunt an. Der Offizier sagte unentschlossen: „Wollen Sie uns zur Sache gehen. Hier ist der Befehl.“

„Wer hat so was gesehen! Vom Regen mit nassen Füße direkt zum Geschäft, da holt man sich ja den Schnupfen. Gegen den wollen wir uns einmalm sichern. Und Ihren Befehl können Sie der Großmutter schenken. Kann denn ein anständiger Mensch einem anderen anständigen Menschen nicht ohne Befehl trauen? Nehmen Sie Platz, meine Herrren! Verzeihen Sie, wie „Ihr Name?“

Der Offizier zuckte die Achseln mit einem zornigen, fessenden Blick auf den Wachtmeister, dessen Mund sich bereits zu einem breiten Lächeln verzog, und sagte, indem er sich bemühte, seinen Worten einen effigen Ton zu verleihen: „Da ich offiziell beauftragt bin, eine Hausfuchung zu unternehmen...“

Der Hausherr machte eine abwehrende Handbewegung:

„Ich weiß, ich weiß! Ah, du mein Gott! Als ob die Hausfuchung ausreichen würde... Ich verstehe doch, daß werde Ihnen später selbst beihilflich sein! Aber warum wollen wir nicht menschlich mit einander verkehren? Nicht wahr, Nikodem Iwanowitsch, wenn ich nicht irre...“

„Habal! Ich habe Ihren Namen inzwischen erfahren! Sie würden nicht raten können. Im Wägenfütter im Vorzimmer habe ich ihn gelesen! Habal! Nun, Hoffsch! Das ist nämlich meine Frau... Ein vortreffliches Weib! Ich werde Sie bekannt machen... Hoffsch, bring' uns irgend etwas... Die Herren Offiziere müssen sich nach dem Regen erwärmen! Doch, doch... Wenn Sie abschlagen, beleidigen Sie mich auf's tiefste!“

Aus dem Nebenzimmer kam eine reizende junge Frau. Während sie ihr prächtiges Haar in Ordnung brachte, lächelte sie und sagte, die verschlafenen Augen zusammenkneifend: „Einem Mann können Sie vielleicht etwas abschlagen, aber einer Dame... pui! Das wäre nicht gentlemanlike!“

Der Gatte stellte vor: „Meine Frau Elisaweta Petrowna — Nikodem Iwanowitsch! Herr Wachtmeister... verzeihen Sie, ich habe nicht die Ehre...“

Der Wachtmeister wurde beim Anblick der hübschen Frau so verwirrt, daß er aufsprang, die Fäden gegen einander schlug und sich übertrieben laut vorstellte: „Koutilow Walerian Petrowitsch!“

„Frau, mich sehr! Ich habe einen Sohn, der Balza heißt... Lucie!“

Als die Köchin erschien, befohl sie: „Nimm die Krüge und die Schüssel vorläufig in die Küche! Raag' die Brogen warm, stelle Burt und Gurken auf... Ein Kbel Schnaps ist auch noch da... Mit einem Wort, forze für Sie. Ich werde inzwischen für die Herrschaften hier alles zurechtmachen.“

Lächelnd sah sie den sie anstarrenden Wachtmeister an und eilte hinaus.

Der Gendarmereoffizier öffnete wie beaufschlagt den Mund und sagte: „Verzeihen Sie, aber...“

Gunter der Tür hörte man Lärm und Kinderstimmen, zwei Jungen

von fünf und sechs Jahren stürzten jubelnd herein. „Hausfuchung! Bei uns ist Hausfuchung!“ riefen sie im Taft zu den Springen, in einem Ton, als ob sie sich über empfangenen Kuchen freuten.

Einer der Jungen lief, mit seinen bloßen Füßen tapend, zu dem Offizier und faßte seinen Finger: „Guten Tag! Schauke mich auf deinem Bein, so! Hopp, hopp!“

Der Vater nicht zerknirscht mit dem Kopf:

„Ach, ihr Quapfenkerle!“ sagte er. „Verzeihen Sie, meine Herren! Aber man hat sie in Odesa so verwöhnt. Fast zweimal wöchentlich gab es bei mir Hausfuchungen... das war das größte Vergnügen für die Buben! Mit allen haben sie sich angefreundet. Wollen Sie glauben, Schokolade und Spielzeug bekamen sie geschenkt...“

Als der Gendarmereoffizier sah, daß der Junge seinen Mund nach seinem langen Schnurrbart ausgestreckte, beugte er sich und küßte ihn.

Der andere ritt auf dem Nie des Wachtmeisters, musterte die Epauletts und fragte in sachlichem Ton: „Wieviel Sterne hast du? Kann der Säbel herausgezogen werden? In Odesa habe ich ihn selbst herausgezogen, bei Gott!“

Als die Mutter mit einem Teebrett voll bunter Mäuschen und „Sakuski“ eintrat, sagte sie in gebührender Strenge Ton:

„Wie oft habe ich dir gesagt, daß es eine schlechte Angewohnheit ist, zu schwören! Er belästigt Sie, Herr; lassen Sie ihn doch herunter!“

„Schadet nichts. Wie heißt du denn, Mäuschen?“

„Witja. Und du?“

Der Wachtmeister lachte. „Witja. Jetzt kennen wir uns, nicht wahr?“

Die Mutter schenkte mit liebenswürdigem Lächeln Kognak an, schob dem Offizier Kaviar hin und sagte: „Bitte, erwidern Sie sich. Es tut uns so leid, daß Sie sich bei so schlechtem Wetter zur Nachtzeit bemühen mußten.“

„Witja! Gib mir Kaviar!“ rief Witja, indem er mit dem Finger den Knopf auf der Uniform des Wachtmeisters gertrakte.

Eine Stunde später rauchte der Offizier, die Zigarre auf die Faust gestützt, die Zigarre des Hausherrn und hörte zu.

„Die Meinungsverschiedenheit“, erklärte der Hausherr, „beruht hauptsächlich auf taktischen Fragen... Ferner unser Verhältnis zum Terrorismus...“

Der Wachtmeister hielt den schlafenden Jungen im Arm und setzte sich geräuschlos zurecht, damit das Kind von dem Lampenlicht nicht geblendet werde.

Der Schutzmann Charlamow veranigte sich unterdessen in der Küche und schlug die Karte auf den Tisch und sagte, den Daumen aufsteckend: „Jetzt wollen wir den König überumpeln! Lucie, Sie sind Königin!“

Als die Gäste das Haus verließen, graute der Morgen bereits.

Wo arbeitet die Post am schnellsten?

Bei einem Bankett des französischen Automobilclubs flagte der bekannte Sportsmann Archdeacon die französische Postverwaltung an, die am schlechtesten organisierte Post der Welt zu sein. Der „Matin“ hat darüber ein interessantes Experiment gemacht, um festzustellen, in welchen Ländern der Schalterdienst am besten organisiert ist. 17 Korrespondenten in den größten Städten Europas wurden beauftragt, am gleichen Tage, zur gleichen Stunde beim Hauptpostamt ihrer Stadt folgende drei Telegramme zu unternehmen: Ein Telegramm aufgeben, ein Ferngespräch nach einer mindestens hundert Kilometer entfernten anderen Stadt annehmen und drittens eine Postanweisung aufgeben. Am schnellsten vollzog sich die Annahme des Telegramms in London; hier vergingen nur dreißig Sekunden bis zur vollzogenen Annahme der Depesche. In Paris dauerte die Annahme eine Minute, in Rom 1 Minute und 41 Sekunden, in Berlin aber gleich 2 Minuten und 40 Sekunden. Das Ferngespräch kam am schnellsten in Brüssel zustande, in genau 55 Sekunden. London brauchte 6 Minuten 2 Sekunden, Paris 7 Minuten, Berlin 13 Minuten, Rom aber 1 Stunde und 16 Minuten. Die Aufgabe der Postanweisung beanspruchte in London 1 Minute 36 Sekunden, in Rom 2 Minuten 34 Sekunden, in Paris 4 Minuten, in Berlin 11 und in Brüssel 14 Minuten. Das interessante Experiment des „Matin“ zeigt also, daß der Schalterdienst in London verhältnismäßig am besten organisiert ist und am promptesten arbeitet, während Berlin bei dieser Probe recht schlecht abschnitt. Das Publikum muß länger warten, als in weissen anderen Hauptstädten.

In Postbüreau.

Postfach: „Sehe ich denn wirklich so verächtlich aus? Jedemal, wenn ich den Mund aufste, um etwas zu fragen, werde ich sofort an den Schalter für postlagernde Briefe gemeldet.“